

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Tremain, Rose  
**Der weite Weg nach Hause**

Roman  
Aus dem Englischen von Christel Dormagen

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4120  
978-3-518-46120-4

**suhrkamp nova**



Rose Tremain  
*Der weite Weg nach Hause*

Roman

Aus dem Englischen von  
Christel Dormagen

Suhrkamp

Die englische Originalausgabe  
*The Road Home*  
erschien 2007 bei Chatto & Windus, London.  
© Rose Tremain 2007

suhrkamp taschenbuch 4095  
Deutsche Erstausgabe  
Erste Auflage 2009  
© der deutschen Ausgabe  
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
Lektorat: Claudia Jürgens, Berlin  
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski  
ISBN 978-3-518-46120-4

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

# *Der weite Weg nach Hause*



»Wie sollen wir leben ohne unsere Leben?«  
John Steinbeck, *Früchte des Zorns*



*Für Brenda und David Reid  
in großer Zuneigung*

## *Wichtige Zigaretten*

Im Bus suchte Lev sich einen Platz ganz hinten, und er lehnte sich ans Fenster und starrte hinaus auf das Land, das er verließ: auf die vom trockenen Wind verdorrten Sonnenblumenfelder, die Schweinefarmen, die Steinbrüche und Flüsse und auf den wilden Knoblauch, der grün am Straßenrand wuchs.

Lev trug eine Lederjacke und Jeans und eine tief ins Gesicht gezogene Lederkappe, sein hübsches Gesicht war grau vom Rauchen, und in seinen Händen hielt er ein altes rotes Baumwolltaschentuch und ein zerdrücktes Päckchen russischer Zigaretten. Bald würde er 43 Jahre alt sein.

Nach einigen Kilometern, die Sonne ging gerade auf, zog Lev eine Zigarette heraus und steckte sie sich zwischen die Lippen, und die Frau, die neben ihm saß, eine pummelige, zurückhaltende Person mit Leberflecken im Gesicht, die wie Schmutzspritzer aussahen, sagte sofort: »Entschuldigen Sie, aber in diesem Bus ist Rauchen nicht erlaubt.«

Das wusste Lev, hatte es schon im Voraus gewusst und versucht, sich seelisch auf die lange Qual vorzubereiten. Aber selbst eine unangezündete Zigarette war eine Gefährtin – etwas zum Festhalten, ein Versprechen –, und das einzige, wozu er sich jetzt bereit fand, war, zu nicken, einfach um der Frau zu zeigen, dass er sie verstanden hatte, um ihr zu signalisieren, dass er keinen Ärger machen würde; denn sie würden noch fünfzig Stunden oder länger nebeneinander sitzen müssen, mit ihren jeweiligen Schmerzen und Träumen, wie ein verheiratetes Paar. Sie würden einander schnarchen oder seufzen hören, würden riechen, was beide zu essen und zu trinken mitgenommen hatten, spüren, wie groß ihre Furcht oder ihre Unbekümmertheit war, wür-

den kleine Unterhaltungsversuche wagen. Und später, wenn sie endlich in London angekommen wären, würden sie sich wahrscheinlich fast ohne Worte oder Blicke trennen, würden, jeder für sich, in einen regnerischen Morgen hinaustreten und ein neues Leben beginnen. Und Lev wusste, dass all dies seltsam, aber notwendig war und ihm schon etwas über die Welt verriet, in die er fuhr, eine Welt, in der er bis zum Umfallen arbeiten würde – wenn sich denn eine solche Arbeit finden ließ. Er würde sich von anderen Menschen fernhalten, würde Ecken und Winkel finden, wo er sitzen und rauchen könnte, würde zeigen, dass er keine neue Heimat brauchte, dass sein Herz in seinem eigenen Land blieb.

Es gab zwei Busfahrer. Diese Männer würden sich mit Fahren und Schlafen abwechseln. Es gab eine Bordtoilette, weshalb der Bus nur zum Tanken haltmachen würde. An den Tankstellen würden die Passagiere vielleicht aussteigen, ein paar Schritte tun, Wildblumen an einem Seitenstreifen, schmutziges Papier in den Büschen, Sonne oder Regen auf der Straße betrachten. Sie würden die Arme recken, dunkle Brillen gegen den Ansturm natürlichen Lichts aufsetzen, nach einem Kleeblatt Ausschau halten, rauchen oder vorbeifahrende Autos anstarren. Dann würden sie zurück in den Bus getrieben werden, würden ihre alten Haltungen wieder einnehmen, sich wappnen gegen die nächsten paar hundert Kilometer, gegen den Gestank eines weiteren Industriegebiets oder das plötzliche Aufglänzen eines Sees, gegen Regen und Sonnenuntergang und das Nahen der Dunkelheit über stillem Sumpfland. Zwischendurch würde es Zeiten geben, in denen die Reise scheinbar kein Ende nehmen würde.

Im Sitzen zu schlafen war etwas, das Lev nicht gewohnt war. Die Alten schienen es zu können, aber 42 war noch nicht alt. Levs Vater Stefan hatte manchmal im Sitzen geschlafen, im Sommer, auf einem harten Holzstuhl, während seiner Mittagspause in der Baryner Sägemühle, wenn die Sonne auf die in Pa-

pier gewickelten Wurstscheiben auf seinem Knie und seine Thermoskanne mit Tee brannte. Stefan und Lev konnten beide ausgestreckt auf einem Heuhaufen oder einem Moostepich im Wald schlafen. Häufig hatte Lev auf einem Flickenteppich neben dem Bett seiner Tochter geschlafen, wenn sie krank war oder sich fürchtete. Und als seine Frau Marina im Sterben lag, hatte er fünf Nächte lang zwischen Marinas Krankenhausbett und einem Vorhang mit rosa- und lilafarbenen Gänseblümchen geschlafen, auf einem Stück Linoleum, nicht breiter als sein ausgestreckter Arm, und der Schlaf war auf eine verwirrende Weise gekommen und gegangen und hatte seltsame Bilder in Levs Gehirn gemalt, die nie ganz verschwunden waren.

Gegen Abend, nach dem zweiten Tanken, wickelte die leberfleckige Frau ein hart gekochtes Ei aus. Sie pelte es schweigend. Der Eigeruch erinnerte Lev an den schwefeligen Frühling in Jor, wohin er mit Marina gefahren war, für den Fall, dass die Natur heilen könnte, was der Mensch endgültig aufgegeben hatte. Marina hatte ihren Körper gehorsam in das schaumige Wasser getaucht, hatte dagelegen und beobachtet, wie die Störchin in ihr hohes Nest zurückkehrte, und zu Lev gesagt: »Wenn wir doch Störche wären.«

»Warum sagst du das?« hatte Lev gefragt.

»Weil man nie Störche sterben sieht. Es ist, als stürben sie nicht.«

*Wenn wir doch Störche wären.*

Auf den Knien der Frau war eine saubere Baumwollserviette ausgebreitet, und mit ihren weißen Händen strich sie sie glatt und packte Roggenbrot und etwas Salz aus.

»Ich heiße Lev«, sagte Lev.

»Ich heiße Lydia«, sagte die Frau. Und sie schüttelten einander die Hand, Lev hielt in seiner noch das zusammengeknüllte Taschentuch, und Lydias war ganz rau vom Salz und roch nach Ei, und dann fragte Lev: »Was haben Sie in England vor?«, und

Lydia sagte: »Ich habe ein paar Vorstellungsgespräche für eine Stelle als Übersetzerin.«

»Das klingt vielversprechend.«

»Hoffentlich. Ich habe an der Schule 237 in Yarbl Englisch unterrichtet, deshalb spreche ich es fließend.«

Lev schaute Lydia an. Es war nicht schwer, sich vorzustellen, wie sie vor einer Klasse stand und Wörter an die Tafel schrieb. Er sagte: »Aber wieso verlassen Sie dann unser Land, wenn Sie an der Schule 237 in Yarbl eine gute Stelle hatten?«

»Ach«, sagte Lydia, »ich war den Blick aus meinem Fenster so leid. Jeden Tag, im Sommer wie im Winter, sah ich auf den Schulhof und den hohen Zaun und den Wohnblock dahinter, und ich fing an, mir auszumalen, dass ich das alles noch im Sterben sehen würde, und das wollte ich nicht. Sie verstehen sicher, was ich meine?«

Lev nahm seine Lederkappe ab und fuhr sich mit den Fingern durch sein dichtes graues Haar. Er sah, wie Lydia sich für einen Moment zu ihm hindrehte und ihm sehr ernst in die Augen blickte. Er sagte: »Ja, das verstehe ich.«

Dann schwiegen beide, während Lydia ihr hart gekochtes Ei aß. Sie kaute sehr leise. Als sie aufgegessen hatte, sagte Lev: »Mein Englisch ist gar nicht so schlecht. Ich habe in Baryn Stunden genommen, aber mein Lehrer meinte, meine Betonung sei nicht besonders gut. Darf ich ein paar Wörter sagen, und Sie sagen mir, ob ich sie korrekt ausspreche?«

»Ja, natürlich«, sagte Lydia.

Lev sagte auf Englisch: »Herrlich. Entschuldigung. Ich bin legal. Wie viel kostet das, bitte? Vielen Dank. Was können Sie für mich tun?«

»Was kann ich für *Sie* tun«, verbesserte Lydia.

»Was kann ich für Sie tun«, wiederholte Lev.

»Fahren Sie fort«, sagte Lydia.

»Storch«, sagte Lev. »Storchennest. Regen. Ich habe mich verirrt. Ich brauche einen Übersetzer. Bier und Bier.«

»Bier und Bier?« sagte Lydia. »Nein, nein. Sie meinen wohl ›bye-bye«, auf Wiedersehen.«

»Nein«, sagte Lev. »Bier und Bier. Familienpension, ziemlich billig.«

»Ach ja, richtig. B & B, die Frühstückspensionen.«

Lev konnte jetzt sehen, wie es hinter dem Fenster immer dunkler wurde, und er dachte daran, wie die Dunkelheit auf immer dieselbe Weise in sein Dorf gekommen war, aus derselben Richtung, über dieselben Bäume, ob früh oder spät, ob im Sommer, Winter oder Frühling, sein ganzes Leben lang. So wie dort in Auror würde der Einbruch der Dunkelheit – in Levs Herz – für immer aussehen.

Und deshalb erzählte er Lydia, dass er aus Auror komme, in der Baryner Sägemühle gearbeitet habe, bis die vor zwei Jahren schloss, und dass er seitdem überhaupt keine Arbeit mehr gefunden habe und seine Familie – seine Mutter, seine fünfjährige Tochter und er – von dem Geld lebe, das seine Mutter mit dem Verkauf von Schmuck aus Blech verdiene.

»Oh«, sagte Lydia. »Wie erfinderisch, Schmuck aus Blech zu machen.«

»Ja, schon«, sagte Lev. »Aber es reicht nicht.«

In seinem Stiefel steckte eine kleine Flasche Wodka. Er zog die Flasche heraus und nahm einen tiefen Schluck. Lydia aß weiter ihr Roggenbrot. Lev wischte sich den Mund mit dem roten Taschentuch ab und sah, dass sein Gesicht sich in der Fensterscheibe spiegelte. Er schaute weg. Seit Marinas Tod mochte er sein Spiegelbild nicht mehr, denn stets erblickte er darin nur seine Schuld, selbst noch am Leben zu sein.

»Warum hat die Sägemühle in Baryn geschlossen?«, fragte Lydia.

»Ihnen gingen die Bäume aus«, sagte Lev.

»Wie furchtbar«, sagte Lydia. »Was können Sie denn sonst noch?«

Lev nahm einen weiteren Schluck. Jemand hatte ihm erzählt, in England sei der Wodka zu teuer zum Trinken. Immigranten würden ihren eigenen Alkohol aus Kartoffeln und Leitungswasser brauen, und während Lev über diese fleißigen Immigranten nachsann, malte er sich aus, wie sie in einem großen Haus um ein Feuer im Kamin saßen, redeten und lachten, während draußen vor dem Fenster der Regen fiel und rote Busse vorbeifuhren und der Fernseher in einer Zimmerecke flimmerte. Er seufzte und sagte: »Ich werde jede Arbeit machen. Meine Tochter Maya braucht Kleidung, Schuhe, Bücher, Spielzeug, alles. England ist meine Hoffnung.«

Gegen zehn Uhr wurden rote Decken an die Busreisenden verteilt, einige schiefen da schon. Lydia packte ihre Essensreste weg, hüllte sich in die Decke, knipste über ihrem Kopf ein kleines, helles Licht unter der Gepäckablage an und begann, in einem vergilbten, alten englischen Taschenbuch zu lesen. Lev sah, dass der Titel ihres Buchs *The Power and the Glory* lautete. Seit er den Wodka getrunken hatte, war sein Bedürfnis nach einer Zigarette ständig gewachsen, und jetzt war es dringend. Er konnte die Gier in seiner Lunge und in seinem Blut fühlen, und seine Hände wurden unruhig, und er spürte ein Zittern in den Beinen. Wie lange dauerte es noch, bis sie wieder tanken mussten? Es konnten noch vier oder fünf Stunden sein. Bis dahin würden alle im Bus schlafen, außer ihm und einem der beiden Fahrer. Sie allein würden eine einsame, ermüdende Nachtwache halten, der Fahrer angestrengt auf die Launen und Störungen der dunklen, vor ihm sich abspulenden Straße achtend; er selbst den Trost von Nikotin oder Vergessen ersehnd – und beides vergeblich.

Er beneidete Lydia, die in ihr englisches Buch versunken war. Lev wusste, dass er sich mit irgendetwas ablenken musste. Er hatte ein Buch mit Fabeln eingepackt: unwahrscheinliche Geschichten, die er einmal geliebt hatte und die von Frauen

handelten, die sich während nächtlicher Stunden in Vögel verwandelten, und von einem Trupp wilder Eber, die ihre Jäger töteten und brieten. Aber Lev war zu aufgeregt, um solche phantastischen Sachen zu lesen. In seiner Verzweiflung zog er einen nagelneuen britischen Zwanzigpfundschein aus seiner Brieftasche, langte nach oben, knipste sein eigenes kleines Leselicht an und begann, den Schein zu untersuchen. Auf der einen Seite die vertrocknete Königin, E II R, mit ihrem Diadem, das Gesicht grau auf violetterm Grund, und auf der anderen ein Mann, irgendeine Persönlichkeit aus der Vergangenheit mit einem dunklen, buschigen Schnurrbart, und über ihm ein Engel, der Trompete spielte, und aller Glanz des Engels fiel in senkrechten Strahlen auf ihn. »Die Engländer sind stolz auf die Geschichte ihres Landes«, hatte Lev in seinem Englischunterricht erfahren, »vor allem, weil sie nie von einer fremden Macht unterworfen wurden. Nur ab und an dämmert ihnen, dass einige ihrer vergangenen Taten nicht gut waren.«

Die auf dem Geldschein angegebenen Lebensdaten des Mannes lauteten 1857–1934. Er sah aus wie ein Bankier, aber was hatte er getan, um im 21. Jahrhundert auf einem Zwanzigpfundschein zu landen? Lev starrte auf sein entschlossenes Kinn, blickte, angestrengt blinzeln, auf den unter dem Kragen hingekritzelt Namen, konnte ihn aber nicht lesen. Er dachte, dass dieser Mensch bestimmt nie ein anderes System als den Kapitalismus gekannt hatte. Er mochte die Namen Hitler und Stalin gehört haben, aber ohne sich zu fürchten – er hätte auch nichts zu befürchten gehabt, außer den Verlust von etwas Kapital bei dem, was die Amerikaner den *Crash* nannten, damals, als Menschen in New York aus Fenstern und von Dächern sprangen. Er war wahrscheinlich in seinem Bett gestorben, bevor London von Bomben zerstört, bevor Europa auseinandergerissen wurde. Bestimmt hatten die Strahlen des Engels die Stirn dieses Mannes und seine altmodische Kleidung bis zum Ende seiner Tage beschienen, da die ganze Welt doch wusste: Die Engländer ha-



ben *Glück*. Aber, dachte Lev, jetzt fahre ich in ihr Land, und ich werde sie zwingen, es mit mir zu teilen: ihr verteufeltes Glück. Ich habe Auror verlassen, und dieser Abschied von meiner Heimat war hart und bitter, aber meine Zeit wird kommen.

Lev wurde aus seinen Gedanken gerissen, als Lydias Buch auf den Boden fiel, und er schaute zu ihr und sah, dass sie eingeschlafen war, und er studierte ihr von Leberflecken heimgesuchtes Gesicht. Er schätzte sie auf ungefähr 39. Sie schien entspannt zu schlafen. Er stellte sich vor, wie sie in einer Kabine saß, Kopfhörer über ihr mausgraues Haar geklemmt, strahlend und hellwach, beim unerbittlichen Simultandolmetschen. *Was können Sie für mich tun. Nein. Was kann ich für Sie tun.*

Als die Nacht vorrückte, beschloss Lev, sich versuchsweise an bestimmte wichtige Zigaretten aus der Vergangenheit zu erinnern. Er besaß eine lebhaftere Phantasie. In der Baryner Sägemühle hatte man ihn abschätzig einen »Träumer« genannt. »Das Leben ist nicht zum Träumen da, Lev«, hatte sein Chef ihn gewarnt. »Träumen führt zu Subversion.« Lev wusste, dass er ein empfindsames Naturell besaß, leicht abzulenken war und wegen der seltsamsten kleinen Dinge schnell fröhlich oder melancholisch wurde und dass diese Veranlagung seine Kindheit und Jugend geprägt und ihn womöglich als erwachsenen Mann daran gehindert hatte, mit dem Leben gut zurechtzukommen. Besonders seitdem Marina nicht mehr da war. Weil ihr Tod ihn jetzt ständig begleitete, wie ein Schatten auf einem Röntgenbild seiner Seele. Andere Männer wären vielleicht in der Lage gewesen, diesen Schatten zu verjagen – mit Trinken oder mit jungen Frauen oder mit dem neuen Reiz des Geldverdienens –, aber Lev hatte es nicht einmal versucht. Er wusste, dass er noch nicht fähig war, Marina zu vergessen.

Überall im Bus dösten die Reisenden. Einige waren zum Gang hin gesackt, mit herunterhängenden Armen, in einer Geste der Kapitulation. Ständig wurde irgendwo geseufzt. Lev zog

die Kappe noch tiefer ins Gesicht und beschloss, sich an das zu erinnern, was seine Mutter Ina und er »das Weihnachtsstern-Wunder« genannt hatten, weil es sich um eine Geschichte handelte, die zu einem guten Ende führte, zu einer Zigarette, so makellos wie die Liebe.

Ina war eine Frau, die sich nie gestattete, ihr Herz an etwas zu hängen, denn, so sagte sie häufig: »Wozu, wenn das Leben einem alles wieder nimmt?« Aber ein paar Dinge gab es doch, die ihr Freude machten, und dazu gehörten Weihnachtssterne. Die scharlachroten Blätter, die tannenbaumartige Form und die Tatsache, dass sie eher einem exquisiten Kunstwerk als einer lebenden Pflanze ähnelten, weckten in Ina eine sachliche Bewunderung für ihre befremdliche Einzigartigkeit und ihre scheinbare Beständigkeit in einer Welt des ununterbrochenen Vergehens und Sterbens von Dingen.

Vor einigen Jahren, kurz vor Inas 65. Geburtstag, war Lev eines Sonntagmorgens sehr früh aufgestanden und mit dem Rad vierzig Kilometer bis Yarbł gefahren, wo hinter dem Bahnhof auf einem Markt unter freiem Himmel Blumen und Pflanzen verkauft wurden. Es war ein beinahe herbstlicher Tag, und auf die schweigenden Gestalten, die ihre Stände aufbauten, fiel ein zartes Licht. Lev sah vom Bahnhofsimbiss aus zu, rauchte und trank Kaffee und Wodka. Dann trat er ins Freie hinaus und begann, sich nach Weihnachtssternen umzuschauen.

Das meiste, was auf dem Yarbler Markt verkauft wurde, waren Nutzpflanzen: Kohlstecklinge, Sonnenblumensamen, Kartoffelschösslinge, Johannisbeerbüschel, Heidelbeerstöcke. Aber immer mehr Menschen entsannen sich ihrer halbvergessenen Vorliebe für nutzlose Dinge, und das Angebot an Zierpflanzen stieg von Jahr zu Jahr.

Weihnachtssterne waren schon aus der Ferne zu erkennen. Lev bewegte sich langsam und achtete auf Rot. Die Sonne beschien seine abgewetzten schwarzen Schuhe. Ihm war seltsam leicht zumute. Seine Mutter würde 65 Jahre alt werden, und er

würde sie überraschen und in Erstaunen versetzen, indem er ihr einen Kübel mit Weihnachtssternen auf die Veranda stellte, und abends würde Ina dort sitzen und stricken und sie bewundern, und die Nachbarn würden kommen und ihr gratulieren – zu den Blumen und zu ihrem Sohn, der sich so viel Mühe gemacht hatte.

Doch es gab keine Weihnachtssterne auf dem Markt. Er marschierte auf und ab und starrte niedergeschlagen auf Möhrengrün, auf Zwiebelbündel, auf Plastiktüten, gefüllt mit Schweinemist und Asche.

*Keine Weihnachtssterne.*

Allmählich dämmerte Lev das Ausmaß der Katastrophe. Und so lief er von neuem die Reihe der Stände ab, blieb hier und da stehen und bedrängte die Standbesitzer und merkte, dass dieses Bedrängen etwas Anklagendes hatte, den Leuten unterstellte, sie seien *Schwarzhändler*, die die roten Pflanzen unter den Tapeziertischen versteckt hielten und auf Käufer warteten, die amerikanische Dollars oder Motorteile oder Drogen boten.

»Ich brauche *unbedingt* Weihnachtssterne«, hörte er sich sagen, wie ein vor Durst völlig ausgetrockneter Erwachsener oder ein bockiges Einzelkind.

»Tut mir leid, Kamerad«, sagten die Händler. »Nur zu Weihnachten.«

Ihm blieb nichts anderes übrig, als nach Auror zurückzuradeln. Hinter seinem Rad zog er einen selbstgebauten Anhänger (aus Holzresten, vom Baryner Holzhof stibitzt), und die Räder dieses Anhängers quietschten spöttisch, während er Kilometer um Kilometer hinter sich ließ. Die gähnende Leere von Inas 65. Geburtstag kam Lev vor wie ein verlassenes Bergwerk.

Lev bewegte sich vorsichtig in seinem Sitz und versuchte, Lydias Schlaf nicht zu stören. Er lehnte seinen Kopf an die kühle Fensterscheibe. Dann musste er an das Bild denken, das ihn damals am Straßenrand irgendeines verlorenen Dorfs empfangen hatte: eine alte Frau in Schwarz, schweigend auf einem

Stuhl vor ihrem Haus, und neben ihr ein Plastikkinderwagen mit einem schlafenden Baby darin. Und zu ihren Füßen ein Sammelsurium von Dingen zum Verkauf: ein Grammophon, ein paar Waagen und Gewichte, ein bestickter Schal, ein lederner Blasebalg. Und ein Karren voller Weihnachtssterne, mit Blättern, die sich gerade rot färbten.

Lev hatte auf dem Rad geschlingert und sich gefragt, ob er träume. Er setzte einen Fuß auf die staubige Straße. »Das sind Weihnachtssterne, Großmütterchen, oder?«

»Heißen die so? Ich nenne sie rote Fahnen.«

Er kaufte sie alle. Der Anhänger war übertoll und schwer. Sein Geld war weg.

Er versteckte sie unter Säcken, bis es dunkel war, pflanzte sie bei Sternenlicht in Inas Kübel und blieb daneben stehen und sah zu, wie der Tag anbrach, und als die Sonne auf die Pflanzen traf, verstärkte sich das Rot ihrer Blätter auf das Erstaunlichste, so wie Wüstenkrokusse nach einem Regen aufblühen. Und das war der Moment, als Lev sich eine Zigarette ansteckte. Er ließ sich auf den Stufen von Inas Veranda nieder und rauchte und schaute die Weihnachtssterne an, und die Zigarette war wie leuchtender Bernstein in ihm, und er rauchte sie bis auf den letzten Zentimeter und drückte sie dann aus, hielt sie aber weiter fest in seiner schmutzigen Hand.

Endlich schlief Lev dann doch.

Er erwachte, als der Bus zum Tanken hielt, irgendwo in Österreich, wie er vermutete, da die Tankstelle groß und hell war und an der einen Seite auf einem offenen Gelände eine stumme Versammlung von Lastwagen mit deutschen Aufschriften parkte, die von orangefarbenem Natriumlicht beschienen wurden. *Freuhof, Bosch, Grunewald, Königstransporte ...*

Lydia war wach, und gemeinsam stiegen Lev und sie aus dem Bus und atmeten die kühle Nachtluft. Lydia legte sich eine Strickjacke um die Schultern. Lev suchte am Himmel nach An-

zeichen der Morgendämmerung, konnte aber keine entdecken. Er zündete sich eine Zigarette an. Seine Hände zitterten auf dem Weg zum und vom Mund.

»Es wird kalt sein in England«, sagte Lydia. »Sind Sie darauf vorbereitet?«

Lev dachte an sein imaginäres großes Haus mit dem fallenden Regen und dem flimmernden Fernseher und den vorbeifahrenden roten Bussen.

»Ich weiß nicht«, sagte er.

»Wenn der Winter kommt«, sagte Lydia, »wird es ein Schock für uns sein.«

»Unsere Winter sind doch auch kalt«, sagte Lev.

»Ja, aber nicht so lang. Ich habe gehört, dass in England manche Winter nie ganz aufhören.«

»Heißt das, es gibt keinen Sommer?«

»Doch, es gibt Sommer. Aber man spürt ihn nicht im Blut.«

Andere Reisende aus dem Bus wanderten auf der Tankstelle umher. Einige suchten die Waschräume auf. Andere standen, genau wie Lev und Lydia, einfach da, leicht zitternd, Zuschauer, die nicht recht wussten, was sie eigentlich sahen, Angekommene, die noch nicht angekommen waren, alle auf der Durchreise und unsicher, welche Zeit ihre Uhren jetzt anzeigen sollten. Hinter dem Areal mit den parkenden Lastwagen lag die tiefe, undurchdringliche Dunkelheit der Bäume.

Lev hatte plötzlich Lust, seiner Tochter Maya eine Postkarte von hier zu schicken, um ihr dieses nächtliche Zwischenreich zu beschreiben: den Natriumhimmel, die reglosen Bäume, den grellen Schein der Telefonzelle, die Menschen, die wie Besucher einer Kunstgalerie wirkten, ratlos vor unerklärlichen Ausstellungsstücken. Aber Maya war zu jung, um irgendetwas davon zu begreifen. Sie war erst fünf. Morgen früh würde sie Inas Hand nehmen und zur Schule gehen. Mittags würde sie kalte Wurst und Mohnbrot essen. Wenn sie nach Hause kam, würde Ina ihr Ziegenmilch mit Zimt in einem gelben Glas und Rosi-